

HANSER



Per Petterson

Ich verfluche den Fluss der Zeit

Roman

ISBN: 978-3-446-23420-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-23420-8>

sowie im Buchhandel.

Als wir ins Ferienhaus kamen, waren wir beide ein wenig durchgefroren. Ich stellte die Flasche auf den Tisch in der Stube und ging zu dem Jøtul-Ofen, den mein Vater bei einem Fabrikverkauf erstanden und hierher hatte schicken lassen, wo der Schornstein fertig gemauert bereitstand, und so konnten meine Mutter und mein Vater in einem Haus, das eigentlich ein Sommerhaus war, nach Herzenslust Feuer machen und auch zu anderen Jahreszeiten als in den warmen Monaten wohnen.

Auf dem Feuerbock lag Holz, ich ging auf die Knie und ordnete es luftig an, und mit ausreichend Spänen bekam ich das Feuer in Gang, da der Ofen gut zog. Es war ein guter Ofen, die Wärme begann sich im Zimmer zu verteilen, sobald die Flammen hinter dem Gusseisen hochschossen, und als ich die Wärme im Gesicht spürte, wurde ich sogleich müde. Ich schloss die Augen.

»Ich werde geschieden«, sagte ich.

»Das hast du schon gesagt«, sagte sie. »Ich weiß allerdings nicht, warum. Warum du geschieden wirst.« Sie war irgendwo hinter mir. In der Essecke vielleicht. Ich starrte in den Ofen. Er brannte jetzt wirklich gut.

»Es geht einfach nicht mehr«, sagte ich und merkte, dass es klang, als wäre es meine Idee, meine Konsequenz, aber das war es nicht.

»Es ist wohl eher sie, die sich scheiden lassen will«, sagte meine Mutter.

»Warum sagst du das?«

»Ich kenne dich«, sagte sie.

»Du kennst mich nicht«, sagte ich, darauf antwortete sie nicht einmal mehr. »Du könntest selbst geschieden sein«, sagte ich.

»So, meinst du? Aber ich bin nicht geschieden.«

»Wenn du mich so gut kennst, warum weißt du dann nicht, warum ich geschieden werde?«

»Ach, Arvid«, sagte sie, »lass gut sein.«

Ich öffnete die Augen. Ich kniete immer noch vor dem Ofen. Ich stand langsam auf, drehte mich um und sah sie an.

»Ich glaube, ich muss mich kurz hinlegen«, sagte ich. »Eine halbe Stunde oder so, wenn es für dich in Ordnung ist?«

»Es ist völlig in Ordnung«, sagte meine Mutter. Sie hatte sich an den Tisch gesetzt und eine Zigarette angezündet, und ihre Stimme klang merkwürdig gedämpft, fast flach, wie von hinter einer Wand. Daraufhin ging ich nicht in eins der zwei kleinen Schlafzimmer, wie ich es sonst getan hätte, um mich dort ins Bett zu legen, sondern legte mich auf das alte Schlafsofa in der Stube, denn ich wollte nicht allein sein, wenn ich schlief, auch wollte ich nicht, dass sie ohne mich war, solange sie wach war.

Anfangs schwankte das Schlafsofa im Zimmer wie noch vor wenigen Stunden das Schiff, und mir wurde etwas übel, aber dann gewöhnte ich mich daran, und mit der Zeit fand ich es angenehm. Der dicke Sofabezug roch nach Sommer und Sechzigerjahren, und ich hörte, wie meine Mutter am Tisch in einem Buch blätterte, *Auf Messers Schneide* vermutlich. Und dann hörte ich das leise Geräusch des Feuerzeugs, als sie ihre Zigarette wieder anzündete, und ich ließ los, fiel in freiem Fall und schlief ein, bevor ich unten auftraf.

Noch bevor ich ganz wach war, wusste ich schon, dass ich nicht in meinem Elternhaus lag und auch nicht in der Wohnung in einer Trabantenstadt, in der ich wohnte, die ich Adlerhorst nannte, dass ich nicht in jenem Bett lag, in dem ich normalerweise schlief und aufwachte und seit ziemlich exakt zehn Jahren nachts gelegen und hinaus in die Dunkelheit gestartet hatte, sondern dass ich mich in diesem Ferienhaus befand, das ein wichtiger Teil meines Lebens war. Dieser kleine viereckige Platz hatte mich, als ich noch ein Schuljunge war, wiederholt vor Hudøy bewahrt, vor der Ferienkolonie weit unten am Oslofjord, wohin diejenigen geschickt wurden, die im Sommer sonst nirgendwohin konnten, weil beide Eltern arbeiten mussten oder kein Geld hatten, um überhaupt irgendwohin zu fahren, oder sie wurden dorthin geschickt, um einfach nur genug Sonne ins Gesicht und Wind in die Haare und salziges Meer an den Körper zu bekommen. Das war die Kur schlechthin für alles, was einem Kind in den Sechzigerjahren fehlen konnte, aber ich wusste schon damals, dass ich den Gruppendruck nicht ertragen würde, im Schlafsaal, im Speisesaal, bei der Morgengymnastik, dass ich beten würde, wie die anderen beteten, abends auf Knien vor dem Bett, wenn Beten oder was auch immer anstand, ich würde tun, was die anderen taten, denn ich hatte nicht die Kraft, allein in der Menge zu stehen mit dem, was meins war an Angst und Unabhängigkeit.

Als ich Schicht für Schicht zu meinem Bewusstsein vordrang, hörte ich Stimmen, ich hörte die Stimme meiner Mutter und eine tiefe Männerstimme, die ich gut kannte, und zwar deshalb, weil der Besitzer der Stimme nicht imstande war, die Lautstärke zu drosseln, so sehr er sich auch bemühte. Außerdem hatte diese Stimme eine Fülle, die unabhängig davon, in welchem Zimmer sie sich entfaltete, die Wände, ja sogar die Möbel vibrieren ließ, und auch mein Bauch vibrierte, wie ich

dort auf dem Sofa lag. Sie versuchten jedoch wirklich leise zu sein, damit ich nicht geweckt wurde, und ich rührte mich nicht und blieb mit der Nase im Sofabezug liegen, und die Hände hatte ich im Nacken gefaltet. In dieser Stellung wachte ich damals häufig auf, als wollte ich in Deckung gehen, als wäre eine Waffe auf meinen Hinterkopf gerichtet, wie in einem Beitrag in den Abendnachrichten über Afrika, den Kongo oder Angola, oder wie in Kriegsfilmen, die ich gesehen hatte, wo die Gefangenen genau auf diese Weise nebeneinander lagen, die Gesichter im Kies, Staub in den Nasenlöchern, jeglicher Würde beraubt, die sengende Sonne und ihre trockenen brennenden Lippen, das weiße Lächeln der alliierten Soldaten und ihre weißen Zigaretten.

Ich hörte meine Mutter sagen:

»An dem, was er macht, führt kein Weg vorbei. Es konnte ja nicht so weitergehen, die Situation war unerträglich. Aber viele sind gegen ihn, die Armee ist gegen ihn, alles hängt an einem seidenen Faden. Ich weiß nicht, was passieren wird.« Und dann sagte sie: »Ich hoffe bei Gott, dass ich lange genug lebe, um zu sehen, wie es ausgeht«, und sie fing an zu weinen, doch dann schwieg sie und war stinkwütend. Das hörte ich an der Art, wie sie die Zigarette anzündete, wie sie es bei den ersten, hektischen Versuchen mit dem Feuerzeug nicht hinbekam, und die Männerstimme sagte:

»Gehen wir rüber zu mir und trinken eine Tasse Kaffee und lassen den Bub schlafen. Er sieht ja aus wie ein Kalb auf dem Weg zum Schlachter.« Seine tiefe Stimme dröhnte durch meine Knochen.

»Er wird geschieden«, sagte meine Mutter.

»Verdammt«, sagte der Mann, der mit Nachnamen Hansen hieß und den niemand je anders nannte.

Hansen war der beste Freund meiner Mutter, auch wenn sich die beiden die meiste Zeit in verschiedenen Ländern auf-

hielten, und ich bin sicher, dass sie sich keine Briefe schrieben. Hansen war ein frühpensionierter Bahnarbeiter. Er wohnte mitten in der Stadt in einem niedrigen Backsteinblock und fuhr mit dem Mofa zu seinem Ferienhaus, sooft er konnte, egal zu welcher Jahreszeit.

»Ich bin noch nie geschieden worden, damit habe ich also keine Erfahrung«, sagte Hansen, und es entstand eine Pause, und dann hörte ich ihn sagen: »Was hast du da?«

»Eine Flasche, die Arvid gekauft hat«, sagte meine Mutter. »Französischen Schnaps, Calvados.«

»Aha, dann hat er wohl wenigstens Geld, der Bub«, sagte Hansen. »Aber komm jetzt, unterhalten wir uns lieber auf der anderen Seite der Hecke über Politik. Ich gebe einen Kaffee aus, und ein Stück Kuchen habe ich auch, wenn du magst«, und vielleicht legte er ihr in dem Moment die Hand auf die Wange.

Ich hörte, wie sie vom Tisch aufstanden und zur Tür gingen. Sie hatten gerade über Gorbatschow gesprochen, das hatte ich sofort begriffen, den Mann mit der Karte einer fremden Nation auf der Stirn, der jetzt Präsident der Sowjetunion war, der eine Position innehatte, die er vor einem Jahr erhalten hatte, und es sollte sich zeigen, dass er der letzte Führer eines Staatsgebildes sein würde, das ein 70-jähriges Experiment dargestellt hatte, wo alles schon vor langer Zeit den Bach runtergegangen war. Aber das hatte noch keiner begriffen. Dass Gorbatschow der Letzte sein würde. Auch er nicht.

Mein jüngster Bruder war vor einiger Zeit zur sowjetischen Botschaft in Oslo gefahren und hatte das Personal dort überredet, ein Foto des Präsidenten herauszurücken, obwohl die Zeit des Personenkults eigentlich endgültig vorbei war, sogar in China, wo er jahrelang völlig überhandgenommen hatte, das soll nicht gelehnet werden, und mein Bruder transpor-

tierte das Bild vorsichtig nach Hause, ließ es rahmen und schenkte es meiner Mutter zum Geburtstag.

»Häng es dir übers Bett«, sagte er, »dann kannst du abends vorm Einschlafen mit ihm reden. So wie Arvid immer mit Mao geredet hat.«

Sie hängte es auf, mehr zum Scherz, aber es war gar nicht wahr, dass ich mit Mao gesprochen hatte. Das wäre ziemlich kindisch gewesen. Ich hatte durchaus Anfang der Siebzigerjahre ein Bild von Mao über meinem Schlafsofa hängen, das stimmte schon, über dem Bett war schließlich Platz. Aber dort hatte ich auch ein Bild von Bob Dylan und eins von Joni Mitchell an einem Strand in Kalifornien (*Oh California, California, I'm coming home*) sowie die Reproduktion eines Landschaftsbilds des englischen Malers Turner, weil ich irgendwo in einem Buch gelesen hatte, dass er seine Bilder mit Pinseln malte, die er in farbigen Dampf getaucht hatte, und das fand ich so wunderschön ausgedrückt, dass ich, als ich ein Poster von einem Bild fand, das er gemalt hatte, vom Meer vor der Stadt Whitby an der englischen Ostküste, einer Stadt, in der ich im Jahr zuvor gewesen war, dieses Poster kaufte, weil ich mir einredete, sehen zu können, dass es stimmte.

Das Maobild, das ich besaß, war das bekannte farbreduzierte Foto, auf dem er leicht vornübergebeugt an seinem Tisch sitzt und mit einem dieser chinesischen Tuschestifte oder Pinsel schreibt, und ich dachte immer oder hoffte, dass das, was er gerade schrieb, keiner der politischen oder philosophischen Artikel war, sondern eins seiner Gedichte, vielleicht jenes, das mit den Worten begann:

*Brüchige Bilder von der Abreise, dem Ort.*

*Ich verfluche den Fluss der Zeit: zweiunddreißig Jahre ist  
es her,*

weil es einen menschlichen Mao zeigte, einen, dem ich mich verbunden fühlte, einen, der spürte, wie die Zeit seinen Körper heimsuchte, wie ich es selbst viele Male gespürt hatte, wie mir die Zeit überraschend in die Quere kommen konnte und plötzlich unter der Haut wie winzige Elektrostöße wütete, und sie ließen sich nicht stoppen, so sehr ich es mir auch wünschte. Und wenn sie endlich nachließen und alles still wurde, war ich schon ein anderer geworden als zuvor, und das ließ mich mitunter resignieren.

Doch die Siebzigerjahre waren lange vorbei. Ein knappes halbes Jahr nur vor diesem Novembermonat standen ich und eine Schar von Leuten, die ich von damals, aus den Siebziger, kannte, Seite an Seite auf dem Bürgersteig vor der chinesischen Botschaft in Oslo und riefen Parolen und Proteste und hatten Briefe dabei an Seine Exzellenz, den chinesischen Botschafter, und ich weiß heute nicht mehr, ob er selbst vor die Tür trat oder ob jemand anderes kam, oder ob überhaupt jemand herauskam und den Brief in Empfang nahm. Aber wir forderten zumindest die chinesischen Behörden, die Kommunistische Partei Chinas, vor der wir so viele Jahre lang so viel Respekt gehabt hatten, auf, keine weiteren Studenten mehr totzuschlagen, auf dem Platz, den sie Tiananmen nannten, keine weiteren jungen Arbeiter totzuschlagen, die sich mit den Studenten verbündet hatten, wir forderten sie auf, das Blutvergießen zu beenden, Blut, das im Juni 1989 von dem großen Platz wie kleine Flüsse in einem roten Delta in alle Richtungen floss, und ebenso inständig riefen wir nach Demokratie in China, und es fühlte sich merkwürdig an, dort zu stehen und nach Demokratie in diesem großen Land zu rufen, das unser Jerusalem gewesen war, wo die Sonne nicht länger im Osten aufging, außer für diejenigen, die dort lebten. Nahezu eine Milliarde. Mao war fast dreizehn Jahre zuvor gestorben, und damals waren wir zu Tausenden in einem Trauerzug

durch den Osloer Abend gezogen, mit Fotos auf Stöcken und schwarzen Fahnen im Wind und Trauerflor am Arm, und ich weiß noch, dass ich dachte, *was machen wir jetzt?* Aber im Juni 1989 fühlte es sich merkwürdig an, und etwas traurig. Viele der Umstehenden hatte ich seit zehn Jahren nicht gesehen, und sie sahen alle miteinander so viel älter aus, und manche hatten schmale graue Streifen an den Schläfen, und mehr würden wir nicht rufen, und die Luft wurde so leer, wie sie es vor unserer Ankunft gewesen war, und ich verließ den Bürgersteig vor der chinesischen Botschaft in Begleitung der Frau, die fünfzehn Jahre lang mein Leben gewesen war und es nicht länger sein würde.